

An der Schwelle des Herbstes

Der Herbst beginnt schon im späten Sommer, wenn die Sonne sich selbst zu vergolden scheint, ihre Wucht sich auf Baum und Busch so schwer legt, daß alles still wird, einem Geschehen hingegeben, das langsamer abläuft als der Frühling, aber niemand ausschließt.

Zu dieser Zeit strömt der letzte Saft, die Süße selbst in die Frucht. Die Farbe wird reif für die Wochen, deren Geräusch kein Rauschen ist wie der Lenzwind, kein frischer Duft, keine Betäubung wie im Mai, nur ein Knistern im Baum, ein Wetzzen am Ast und das trockene Räuspern der ersten gelben Blätter.

Wann aber beginnt er in uns, der Herbst? Es mag ein Flecken Gelb sein im Laub, eine dunklere Tönung im Wiesen grün — und ungerufen tritt er in uns ein, tritt er aus uns hinaus. Er ist da und mit ihm alle Wirklichkeit seines Wesens, die uns vertraut ist seit der Kindheit.

An seiner Schwelle steht die Glut. In den späten Augustnächten meinen wir viele Sternschnuppen zu erblicken, als fiele im All zuerst das Gewordene aus seinen Sitzen herunter, ehe bei uns der Fall der Früchte beginnt und der Regen des Laubes.

Alles wird lockerer und bunter, nichts aber lauter. Das geschieht, wenn der Morgen nebel vor dem Blau des erwachenden Tages liegt, wenn jeder Vormittag allmählich aus einem leichten Dunst vortreten muß und dann da steht, beinahe sommerlich gelb, sehr klar bis in die letzte Ecke der Landschaft. Das Gelände wird weit und geräumig; in den Farben deutet er sich an, denn sie umreißen die Dinge, heben sie hervor, bereichern sie, als fände erst jetzt ein jedes seine unverwechselbare Gestalt.

Sogar in den warmen Tagen wartet jetzt die Kühle. Man spürt sie immer. Sie wiegt sich in Bäumen, die auflodern und undichter werden. Sie schenken an Pracht, was ihnen an Leben gebracht, an Augenlust, was ihnen an geheimnisvoller Fülle verlorengeht. Bis dann die trockene Musik des Oktobers anhebt, dieses Monats, der irgendwie altfränkisch an-

mutet, ein Spinett der Natur, sanft und verhalten, schwermütig und gebrechlich in Strauch und Wald, aber gewölbt und grenzenlos dehnt er sich ins freie Land. Ein Baum fängt nun an, sein schönstes Lied zu glühen, die Buche, sonst ernsthaft und in sich gegründet, jetzt lodert sie und verliert sich in eine rote Erregung, die bis in die Verwesung hinein flammend andauert. In der Buche erfüllt sich der reife Herbst, in ihr flüstert auch das Blätterspinett am heimlichsten, oft einem Chor brüchiger Stimmchen gleich.

Wie gut fügt sich dazu, hinein in die Natur, die ihre Türen aus den Angeln gehoben hat, der Widerhall von Schüssen, Hörnerruf und Treiberlärm! Selbst wer im Blätterrauschen nie ein Tier jagte, hört gern den fernen Abschluß ins große Bild, in die Sterbenszeit, in der er die Blätter seiner Seele auch sinken läßt. Indessen sinken sie wie das Laub einer Erneuerung zu. Der Baum läßt seine Blätter fallen, um seine Wurzeln zu düngen, wir bereiten uns unbewußt in der kühleren Besinnlichkeit dieser Jahreszeit vor auf den Lockruf des Frühlings, der unser Blut wieder röten soll. Diese Frist des Todes ist nur eine Brücke. Sie setzt in einem mildansteigenden Bogen über das stille Wasser der Sammlung und des Vergehens auf das feste Ufer hinüber, wo der Acker die gespeicherte Kraft ausdampft.

Wenn wir das Wort Herbst vernehmen, steigt aus dem bunten Sinken auch das fast winterliche Bild empor, das im November diese Jahreszeit abschließt, sobald der Wind im kahlen Geäst die nackte und schwarze Rinde feuchtet. Es ist der Tod des Herbstes selbst, wenn in seinem Raum die Leere sich breitet, zitternd als wehte auch sie fort, als bebe der bloßgelegte letzte Lebensfunken vor dem Verlöschen, ein Irrwisch, ein Lichtlein doch, das dann zum innigen Zeichen der Zeit und des unverwelkbaren Keims auf den Friedhöfen brennt in schwarzer Nacht am Allerseelentag. Dämmernd folgt ihm die Winterhelle, und unterm Schnee wandelt sich die ewige Scholle.

Herbst

von Heinrich Zillich

Unser ganzes Fühlen ankert in den Jugendeindrücken. Es braucht uns nur ein Duft zu berühren, der nach Jahren plötzlich um uns quillt, und wir spüren ein verschüttetes Erlebniss erwachen, so deutlich und greifbar nahe, dass wir uns umdrehen möchten, um zu sehen, wohin wir denn geraten sind. Wir gerieten nur in den ernsten und lebendigen Raum, wo wir eine Wahrheit zum erstenmal erfahren. Ich kann das Bellen der Hunde in der Ferne nicht hören, ohne zugleich die breite Fläche des ~~Burzenlandes~~ ^{Lauftefe meine Finsternis} zu sehen, bedämmt schon vom Abend, in allen Farben mit Grau vermischt, aus dem Band der ~~Waldstrasse~~ ^{das} Strasse matt leuchtet und von einigen Staubwolken überschwellt ist. Und ist das Bellen ~~so~~ sehr ferne, einmal in der Nähe und dann in anderer Richtung schon verhallend, fast wie ein Klang, der nicht unbedingt zu einem Hunde gehört, sondern ein Ton der ganzen grossen Natur zu sein scheint, der die Runde macht wie der Wind, dann fühle ich das umhüllende Blau des ~~Burzenlandes~~ in der ersten, von Fülle lauttrunkenen Nacht unter einem klaren Himmel, aus dem unter den Sternen ringsum die Umrisse der Berge ~~aus~~ ^{in in} der Horizotlinie treten.

Solches erlebt jeder. Jeder weiss auch wie zauberhaft manches Wort uns anrührt. Wir treten vor den Kalender und lesen "1. März" und sagen wie erwachend von einem neuen Jahresabschnitt angefasst: "März" und damit schiesst schon der Inhalt der Jahreszeit in uns ein. Ach nein, aus uns selbst tritt die neue Zeit hervor. Wir öffnen ihr uns, es öffnet jemand unser Inneres und da strömen wir selbst der Umgebung zu, die uns gleicht.

Wir sind immer Antwort. Der Vergleich, so alt er ist, stimmt: es spielt jemand auf uns als wären wir ein Instrument.

Doch nur einige Zeiten des Jahres schlagen die tiefen langhallenden Töne, die grossen Akkorde in uns an. Jene Akkorde, wo wir im Erklängen noch Musse finden, uns selbst zu lauschen, weil der Klang nicht aufpeitscht, uns nicht fortweht.

Der Herbst beginnt schon im späten Sommer, wenn die Sonne sich selbst zu vergolden scheint, ihre Wucht auf Baum und Busch sich so schwer legt, dass alles still wird, einem Geschehen hingegeben, das langsamer wirkt als der Frühling, aber niemand ausschliesst.

Zu dieser Zeit strömt der letzte Saft, die Süsse selbst in die Frucht. Die Farbe wird reif für die langen Wochen, deren Geräusch kein Rauschen ist wie der Frühlingswind, kein frischer Duft, keine Betäubung wie im Mai, nur ein Knistern im Baum, ein Wetzen am Ast und das trockene Räuspern der ersten gelben Blätter.

An der Schwelle des Herbstes steht die Glut. In den späten Augustnächten meinen wir viele Sternschnuppen zu sehen, als fiele im All zuerst das Gewordene aus den Sitzen herunter, ehe bei uns der Fall der Früchte beginnt und der Regen des Laubes.

Alles wird lockerer und bunter, aber nicht lauter. Das ist, wenn der Morgennebel vor dem Blau des spät erwachenden Tages liegt, wo jeder Vormittag erst allmählig aus einem leichten Dunst absinken muss und dann da steht, beinahe noch sommerlich vergoldet, sehr klar bis in die letzten Ecken der Landschaft^{chaft.} Und das Land selbst wird weit und geräumiger, in den Farben zuerst, die überall die Dinge umreissen, vermanigfaltigen, den Raum in seiner Fülle deutlicher, verschiedener und reicher hervortreten lassen als die hellgrüne Gleichung, auf die der Frühling gestimmt ist oder das satte Erfülltsein des Sommers.

Immer ist es die Kühle, die selbst in den warmen Tagen wartet und schon hinter den Bäumen hervorlugt, die kein Versteck mehr umgeben können. Sie sind farbiger, aber undichter. Sie lassen die Kühle sich entfalten. Sie geben an Farbe, was ihnen an Leben gebricht, und an Augenlust, was ihnen an geheimnisvoller Versponnenheit langsam abgenommen wird. Bis dann die trockene Musik des Oktobers zu klingen beginnt, dieses Monats, der irgendwie altfränkisch ist, ein Spinett der Natur, sanft und verhalten, melancholisch und gebrechlich in Strauch und Wald, aber gewölbt und grenzenlos in der freien Landschaft. Ein Baum ist es, der vor allen jetzt zu bestimmen beginnt, der sich hinauslodert ins Sterben und den sicheren Ernst seines Monatswandels an eine dunkle rote Erreung verliert, die doch nur Verwesung bedeutet. In der Buche erfüllt sich der reife Herbst, in ihr klingt auch das Blatterspinett oft wie ein Chor von brüchigen Stimmen.

Wir haben recht, wenn wir zu dieser Natur, die ihre Türen aus den Angeln gehoben hat, den Widerhall von Schüssen als zugehörig lieben, Hörnerruf und Treiberlärm. Und selbst wer im Blatterrauschen nie ein Tier jagte, träumt

den fernsten Abschluss zu dem grossen Bild hinzu, das ihn umgibt, nicht weil um ihn rings Sterbenszeit ist, sondern weil er selbst angeklungen ist und die Blätter seiner Seele sinken lässt in den eigenen weiten Raum, der sich inmitten des nur scheinbar grösseren der Natur bewegt. Denn es ist kein Bedeutungsunterschied darin, dass ein Baum sein Blattwerk fallen lässt, um ~~die~~ seine Wurzeln zu düngen, und wir in der verhaltenen schwingenden Schwermut unseres Wesens, das sich im Herbst in eine kühlere besinnliche Vollendung bettet, den Lockruf des Frühlings vorbereiten, der unser Blut aufs neue röten soll. Diese Frist des Todes ist wie jedes Sterben nur eine Brücke. Sie setzt in einem mildansteigenden schönen Bogen über das stille Wasser der Sammlung, das ein Nass des Vergehens scheint, auf das feste Ufer, wo der Acker die aufgespeicherte Kraft ausdampft.

Wenn wir das Wort "Herbst" hören, steigt aus dem bunten Sinken des Laubs und der roten Decke der Walder auch jenes fast winterliche Bild, wo der Novemberwind im kahlen Geäst die nackte schwarze Rinde allein umspülen kann. Es ist der Tod des Herbstes selbst, wenn alles in seinem Raum zu zittern beginnt, als wehte es hin, als hebte der blossgelegte letzte Funken des Lebens um seinen Bestand, ein Irrwisch, ein Lichtlein, das den auch zum innigen Symbol der Zeit und des Lebens am Akerseelentag auf den Friedhöfen verbrennt und versinkt in das Schwarz der Nacht, die, noch ehe der Winter sie dämmernd erhellt, schon an das tiefe Dunkel der immer aus aller Verwandlung tauchenden ewigen Ackerscholle erinnert.

An der Schwelle des Herbstes

Jahreszeitliche Gedanken

von

Heinrich Zillich

Unser ganzes Fühlen ankert in den Jugendeindrücken. Es braucht uns nur ein Duft zu berühren, der nach Jahren plötzlich wieder quillt, und schon verspüren wir ein verschüttetes Erlebnis erwachen, so deutlich und greifbar nahe, daß wir uns umdrehen möchten, um zu sehen, wohin wir denn geraten sind. Wir gerieten in den ernstesten und lebendigen Raum, wo wir eine Wahrheit zum erstenmal, eine Wirklichkeit in erster Kraft erfahren haben.

Ich kann das Bellen der Hunde in der Ferne nicht hören, ohne zugleich die breite Fläche meiner Kindheitslandschaft zu sehen, bedämmt schon vom Abend, in allen Farben mit Grau vermischt, durch das sich das Band der Straße matt leuchtend hinzieht, von einigen Staubwolken überschwellt. Ist das Bellen sehr weit, fast wie ein Klang bloß, der nicht unbedingt von einem Hunde herrühren muß, sondern ein Ton der umwaltenden großen Natur zu sein scheint, der die Runde macht wie der Wind, dann fühle ich das hüllende Blau der fernen, verlorenen Heimat in der dichten Nacht unter einem klaren Himmel, dessen Sterne ringsum der Berge Umrisse überdachen.

Solches erlebt jeder. Jeder weiß auch, wie zauberhaft uns Worte anrühren können. Wir treten vor den Kalender und lesen: 1. März, und damit schießt schon der Inhalt der Jahreszeit in uns ein. Ach nein, aus uns selbst tritt, wie von einem Ruf gefordert, die neue Zeit hervor. Wir öffnen uns, wir strömen der Umgebung zu, die uns gleicht.

Wir sind gewiß immer Fragende, immer auch Antwort auf eine Stimme, die uns oft bloß anhaucht, oft leise spricht, oft ruft. Und der Vergleich, so alt er sein mag, stimmt: es spielt jemand auf uns wie auf den Saiten einer Geige.

Nur einige Zeiten des Jahres schlagen tiefe langnachhallende Akkorde in uns an, jene Akkorde, deren Erklängen uns noch Muße läßt, ihnen zu lauschen wie einer fremden Musik, obgleich wir selbst summen.

Der Herbst beginnt schon im späten Sommer, wenn die Sonne sich selbst zu vergolden scheint, ihre Wucht sich auf Baum und Busch so schwer legt, daß alles still wird, einem Geschehen hingegeben, das langsamer abläuft als der Frühling, aber niemand ausschließt.

Zu dieser Zeit strömt der letzte Saft, die Süße selbst in die Frucht. Die Farbe wird reif für die Wochen, deren Geräusch kein Rauschen ist wie der Lenzwind, kein frischer Duft, keine Betäubung wie im

Mai, nur ein Knistern im Baum, ein Wetzen am Ast und das trockene Räusp-
pern der ersten gelben Blätter.

Wann aber beginnt er in uns, der Herbst? Es mag ein Flecken Gelb
sein im Laub, eine dunklere Tönung im Wiesengrün - und angerufen tritt
er in uns ein, tritt er aus uns hinaus. Er ist da und mit ihm alle
Wirklichkeit seines Wesens, die uns vertraut ist seit Kindheit.

An seiner Schwelle steht die Glut. In den späten Augustnächten
meinen wir viele Sternschnuppen zu erblicken, als fiele im All zuerst
das Gewordene aus seinen Sitzen herunter, ehe bei uns der Fall der
Früchte beginnt und der Regen des Laubes.

Alles wird lockerer und bunter, nichts aber lauter. Das geschieht,
wenn der Morgennebel vor dem Blau des erwachenden Tages liegt, wenn
jeder Vormittag allmählich aus einem leichten Dunst vortreten muß und
dann dasteht, beinahe noch sommerlich gelb, sehr klar bis in die letz-
te Ecke der Landschaft. Das Gelände wird weit und geräumig; in den
Farben deutet er sich an, denn sie umreißen die Dinge, heben sie her-
vor, bereichern sie, als fände erst jetzt ein jedes seine unverwechsel-
bare Gestalt.

Sogar in den warmen Tagen wartet jetzt die Kühle. Man spürt sie
immer. Sie wiegt sich in den Bäumen, die auflodern und undichter wer-
den. Sie ~~schenken~~ schenken an Pracht, was ihnen an Leben gebricht, an
Augenlust, was ihnen an geheimnisvoller Fülle verloren geht. Bis dann
die trockene Musik des Oktobers anhebt, dieses Monats, der irgendwie
altfränkisch anmutet, ein Spinett der Natur, sanft und verhalten,
schwermütig und gebrechlich in Strauch und Wald, aber gewölbt und gren-
zenlos dehnt er sich aus ins freie Land. Ein Baum fängt nun an, sein
schönstes Lied zu glühen, die Buche, sonst ernsthaft und in sich ge-
gründet, jetzt lodert sie und verliert sich in eine rote Erregung, die
bis in die Verwesung hinein flammend andauert. In der Buche erfüllt
sich der reife Herbst, in ihr flüstert auch das Blätterspinett am
heimlichsten, oft einem Chor brüchiger Stimmchen gleich.

Wie gut fügt sich dazu, hinein in die Natur, die ihre Türen aus
den Angeln gehoben hat, der Widerhall von Schüssen, Hörnerruf und
Treiberlärm! Selbst wer im Blätterrauschen nie ein Tier jagte, hört
gern den fernen Abschluß ins große Bild, in die Sterbenszeit, in der er
die Blätter seiner Seele auch sinken läßt. Indessen sinken sie wie das
Laub einer Erneuerung zu. Der Baum läßt seine Blätter fallen, um sei-
ne Wurzeln zu düngen, wir bereiten uns unbewußt in der kühleren Besinn-
lichkeit dieser Jahreszeit vor auf den Lockruf des Frühlings, der unser
Blut wieder röten soll. Diese Frist des Todes ist nur eine Brücke. Sie
setzt in einem mildansteigenden Bogen über das stille Wasser der Samm-

lung und des Vergehens auf das feste Ufer hinüber, wo der Acker die gespeicherte Kraft ausdampft.

Wenn wir das Wort Herbst vernehmen, steigt aus dem bunten Sinken auch das fast winterliche Bild empor, das im November diese Jahreszeit abschließt, wenn der Wind im kahlen Geäst die nackte schwarze Rinde feuchtet. Es ist der Tod des Herbstes selbst, wenn in seinem Raum die Leere sich breitet, zitternd, als wehte auch sie fort, als bebbe der bloßgelegte letzte Lebensfunken vor dem Verlöschen, ein Irrwisch, ein Lichtlein doch, das dann zum innigen Zeichen der Zeit und des unverwelkbaren Keims auf den Friedhöfen brennt in schwarzer Nacht am Allerseelentag. Dämmernd folgt ihm die Winterhelle und unterm Schnee wandelt sich die ewige Scholle.

An der Schwelle des Herbstes

Von Heinrich Zillich

Der Herbst beginnt schon im späten Sommer, wenn die Sonne sich selbst zu vergolden scheint, ihre Wucht sich auf Baum und Busch so schwer legt, daß alles still wird, einem Geschehen hingegeben, das langsamer abläuft als der Frühling, aber niemand ausschließt.

Zu dieser Zeit strömt der letzte Saft, die Süße selbst in die Frucht. Die Farbe wird reif für die Wochen, deren Geräusch kein Rauschen ist wie der Lenzwind, kein frischer Duft, keine Betäubung wie im Mai, nur ein Knistern im Baum, ein Wetzen am Ast und das trockene Rauspern der ersten gelben Blätter.

Wann aber beginnt er in uns, der Herbst? Es mag ein Flecken Gelb sein im Laub, eine dunklere Tönung im Wiesengrün - und angerufen tritt er in uns ein, tritt er aus uns hinaus. Er ist da und mit ihm alle Wirklichkeit seines Wesens, die uns vertraut ist seit Kindheit.

An seiner Schwelle steht die Glut. In den späten Augustnächten meinen wir viele Sternschnuppen zu erblicken, als fielen im All zuerst das Gewordene aus seinen Sitzen herunter, ehe bei uns der Fall der Früchte beginnt und der Regen des Laubes.

Alles wird lockerer und bunter, nichts aber lauter. Das geschieht, wenn der Morgennebel vor dem Blau des erwachenden Tages liegt, wenn jeder Vormittag allmählich aus einem leichten Dunst vortreten muß und dann dasteht, beinahe noch sommerlich gelb, sehr klar bis in die letzte Ecke der Landschaft. Das Gelände wird weit und geräumig; in den Farben deutet es sich an, denn sie unreißen die Dinge, heben sie hervor, bereichern sie, als fände erst jetzt ein jedes seine unverwechselbare Gestalt.

Sogar in den warmen Tagen wartet jetzt die Kühle. Man spürt sie immer. Sie wiegt sich in den Blüten, die auflodern und undichter werden. Sie schenken an Pracht, was ihnen an Leben gebricht, an Augenlust, was ihnen an geheimnisvoller Fülle verloren geht. Bis dann die trockene Musik des Oktobers anhebt, dieses Monats, der irgendwie altfränkisch anmutet, ein Spinett der Natur, sanft und verhalten, schwermütig und gebrechlich in Strauch und Wald, aber gewölbt und grenzenlos dehnt er sich aus ins freie Land. Ein Baum fängt nun an, sein schönstes Lied zu glücken, die Buche, sonst ernsthaft und in sich gegründet, jetzt lodert sie und verliert sich in eine rote Erregung, die bis in die Verwesung hinein flammend andauert. In der Buche erfüllt sich der reife Herbst,

in ihr flüstert auch das Blätterapinett am heimlichsten, oft einen Chor brüchiger Stimmen gleich.

Wie gut fügt sich dazu, hinein in die Natur, die ihre Türen aus den Angeln gehoben hat, der Widerhall von Schüssen, Hörnerruf und Treiberlärm! Selbst wer im Blätterrauschen nie ein Tier jagte, hört gern den fernen Abschuß ins große Bild, in die Sterbenszeit, in der er die Blätter seiner Seele auch sinken läßt. Indessen sinken sie wie das Laub einer Erneuerung zu. Der Baum läßt seine Blätter fallen, um seine Wurzeln zu düngen, wir bereiten uns unbewußt in der kühleren Besinnlichkeit dieser Jahreszeit vor auf den Lockruf des Frühlings, der unser Blut wieder röten soll. Diese Frist des Todes ist nur eine Brücke. Sie setzt in einem mildansteigenden Bogen über das stille Wasser der Sammlung und des Vergehens auf das feste Ufer hinüber, wo der Acker die gespeicherte Kraft ausdampft.

Wenn wir das Wort Herbst vernehmen, steigt aus dem bunten Sinken auch das fast winterliche Bild empor, das im November diese Jahreszeit abschließt, ^{so bald} ~~so bald~~ der Wind im kahlen Geäst die nackte schwarze Rinde feuchtet. Es ist der Tod des Herbstes selbst, wenn in seinem Raum die Leere sich breitet, zitternd, als wehte auch sie fort, als bebte der bloßgelegte letzte Lebensfunke vor dem Verlöschen, ein Irrwisch, ein Lichtlein doch, das dann zum innigen Zeichen der Zeit und des unverwelkbaren Keims auf den Friedhöfen brennt in schwarzer Nacht am Allerseelentag. Dämmernd folgt ihm die Winterhelle, und unterm Schnee wandelt sich die ewige Scholle.